

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 4

Artikel: Seine erste Landsgemeinde [Schluss folgt]
Autor: Theobald, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sylvester-Abend.

Von Edward Stillebauer.

Drei Alte saßen beisammen
In frostiger Winternacht,
Da ist wie von lohenden Flammen
Am Himmel ein Leuchten erwacht.
Die Freudenfeuer der Runde
Glänzen so rot und so klar
Und die Glocken bringen die Kunde:
Wieder ein neues Jahr!

Da blickt der eine ins Weite
Und murmelt dann vor sich hin:
So blättert man Seite zu Seite,
Und wo bleibt des Lebens Sinn?
So folgen sich Jahre und Jahre
Und der Scheitel wird silberweiß,
Ein neuer Schritt zu der Bahre,
Ein Jahr wieder länger ein Greis.

Und der andere ballt seine Hände
Und spricht dann mit festem Mut:
Geht es auch näher zum Ende,
So ist das nur recht und gut.
Es folgt ein Geschlecht dem Geschlechte,
Endlos sind Raum und Zeit;
Lehr' Kinder und Enkel das Rechte,
Dann lebst du in Ewigkeit.

Doch des dritten hohe Gedanken
fliegen zum Sternenzelt:
Vater, wie muß ich dir danken!
Vater, wie schön ist die Welt!
Du hast mir wieder gegeben
Auf Erden ein langes Jahr,
Brüder, es lebe das Leben,
Das so schwer und so köstlich war!

Seine erste Landsgemeinde.*)

Ein Bild aus dem Volksleben von A. Theobald, Glanz.

„Wenn ich aber nicht auf die „Cumin“ darf, so zerschlage ich den Hühner-
napf oder ich esse dir zu liebe keine Weißrüben mehr. Zur „Cumin“ will ich
morgen mit Gion und Lucian gehen, und ihr wollt mich auch dieses Mal nicht
mitlassen!“

Diese Worte entquollen dem Munde eines Zwölfjährigen, der seinen
ältern Bruder an den Rockschößen faßte und dem Vater beinahe die Behen
abtrat.

Auch der Großvater sah seinen Enkel staunend an und sagte: „Bist du
denn auch reif zu so etwas Andriu?“

*) Diese Erzählung, welche die bis an Roheit grenzende Verhöhnung der sogenannten guten alten Zeit schildert, mag gerade im Vergleich mit dieser die Gegenwart um so schöner erscheinen lassen. Ueberdies wird es nicht schaden, wenn man das Bündner Volk, von dem uns gewisse literarische Erzeugnisse der jüngsten Zeit glauben machen wollen, es bestehe aus lauter Philosophen und Hirten, wie sie etwa der Zuckerbäcker aus Marzipan bereitet, von einer andern Seite kennen lernt. Die Echtheit dieser Skizze erstreckt sich auch auf die Namen, die in den bewußten Erzählungen eher schottisch als graubündisch klingen.

Der Junge schwang einen Zweig voll goldgrüner Weidenkätzchen hin und her und rief: „Ei freilich bin ich reif!“

„Willst etwa Stimmenzähler werden“, scherzte der Vater.

„Eine rote Feder will ich auf den Hut stecken wie der Italiener Zanolari, der uns den Stall gemauert hat!“

Eine rote Feder trägt man nicht auf der Cumin, die trägt man unter den Anarchisten“, meinte Lucian der zweitälteste Bruder.

„Nun, so stecke ich eine graue Lämmergeierfeder auf!“

„Laß doch die Federn weg, du bist ja bartlos und bloß und machst Fehler in deinen Schulaufsätzen“, witzelte Gion.

Nun dann strecke ich wenigstens die Hand gen Himmel, wie unsere Vorfahren es unter dem Ahornbaum taten.“

„Dann faßt dich der Landjäger am Arm“, schrie Lucian und erhob den Zeigefinger.

Andriu sprang von der Bank vor dem großen Steinhause, wo die Brüder saßen, auf und peitschte mit seinem Kätzchenzweig auf den Boden. Er sprang und schrie temperamentvoll: *Buca libertad, buca libertad* (Keine Freiheit, keine Freiheit)! Man geht doch hin, um die Hand zu erheben und da wird einer zum *Mistral* gewählt!“

Die Brüder erhoben ein geräuschvolles Gelächter, das noch durch fröhliches Wiehern eines Köpfeleins, welches aus dem großen Dorfbrunnen seinen Durst löschte, bekräftigt wurde. Gion wiegte sich auf den viereckigen Nägeln seines Schuhabsatzes hin und her. Andriu wurde noch zorniger. Sein Antlitz glühte.

Während das Pferd die rotbraunen Strähnen seiner Mähne schüttelte, schalt der Junge empört: „Ihr Alten verderbt mir alle Freude, nichts als Lachen habt ihr für mich. Es ist doch eine bodenlose Ungleichheit, wenn ihr andern die Hand erheben dürft und ich nicht.“

„Bein, bein (wohl, wohl)“, machte der jüngere Bruder, „mit 20 Jahren ist man nicht alt; da darf man eben erst die Hand emporstrecken, was du nicht darfst!“

Der Großvater erhob sich von der Steinbank und strich verständnisvoll das schwarze Kraushaar des jungen Staatsmannes von dessen bronzefarbener Stirn fort.

„Du erhitzest dich viel zu stark“, sagte er, „komm mit mir in den Hof, Andriu, ich will dir etwas von meiner ersten Landsgemeinde erzählen!“

„Und ihr andern größern Knaben könnt zuhören, es kann euch nichts schaden, wenn ihr wißt, wie gefährlich es früher gewesen ist, so eine Hand emporzustrecken, denn da gibt einer seine Stimme ab.“

Der Kleine rief immer noch mit geröteten Wangen sein „*buca libertad*,

Mistral oder *Mustral* = Landammann; *Mustrum* = das Landsgemeindelied.

doch sprang er eilig unter den runden Torbogen, und die Schuhe der Männer klirrten auf dem unebenen Pflaster, das aus grünen, roten und grauen Steinen bestand.

Der Bogen führte auf den Hof hinaus, der ummauert an seinem hintern Teil die aus Holzbalken quer gelegten luftschwarzen Ställe trug; drinnen stampfte und himmelte das Vieh.

Über einer gemauerten Feuerstelle hing ein kupferner Kessel mit Placken (eine Art Ampfer) und daneben stolzierte ein stattlicher goldbemantelter Hahn und guckte mitunter in die brodelnde Schweinekost, um wieder krähend den Hals zu recken, als wollte er zum lebendigen Symbol der Volksstimme werden.

„Andriu hat den Ehrenplatz auf der Bank hier“, sagte der Alte, „weil er aber nicht verwöhnt werden soll, so muß er mir versprechen, recht still zu sitzen und mit Lucian diplomatisch sich abzufinden, bis er einsieht, daß zum Wählen nicht nur eine erhobene Hand gehört, sondern auch ein kluger Kopf und ein Herz am rechten Fleck.“

Alles scharte sich um die beiden. Nun lief auch die kleine Dumengia herbei, den weißen Strohhut mit rosenfarbenen Schlüsselblumen umsteckt. Sie hatte sich einen alten Melkeimer hervorgezogen und saß nun wie auf einem Schemel. Ihre ungewöhnlich großen, tiefbraunen Augensterne blickten wie andachtsvoll zum Nani empor, der sein Pfeifchen stopfte.

Der goldrote, klare Abend sandte nur wenige heiße Strahlen mehr herab, über der Mauer des Hofes und zwischen den Ställen sah man blinkend wie weißer Marmor eine dreikantige Schneepyramide hervorglänzen; denn da oben im Gebirge war es noch Winter, dort krönte die Sonne des ewigen Eises den Gipfel des Biz Nul.

Aus den Fugen der Blockscheunen quoll noch süßer Heuduft vom Vorjährigen und wirkte durch sein Aroma anregend auf den Erzähler und die Zuhörenden. Der Großvater begann belebten Anlitzes:

Es war just im Jahre 1850, als ich die erste Politik zu schlucken bekam. Man sprach damals noch viel vom Sonderbundsjahr, den Verfassungsänderungen und anderem mehr, so daß unter dem Volk ein eigenartiges geistiges Leben herrschte, welches erst später etwas abflaute. Die Freischarenzüge waren noch in frischer Erinnerung, und die Knaben auf der Gasse hatten alle noch die Zeit erlebt, da man deren lebendige kühne Märsche spielte oder pfiß.

Da ich ebenfalls öfter von staatlichen Dingen sprechen hörte, hielt ich's für eine besondere Aufgabe, mich auch damit zu beschäftigen. Ich machte mir meine Sorgen über jeden Entscheid der Bundesväter, ich litt mit den gewiß sehr aufopfernden Staatsmännern, ich bangte vor jeder Wahl, ja ich betete sogar zum lieben Gott, er möge den Fortschritt im Lande fördern.

Im schönen Monat Mai sollten wir eine Landsgemeinde bekommen, denn da wurden wie heute der Mistral, die Großräte und Richter gewählt.

Die Aufregung war heftiger als je zuvor, denn zwei größere Dörfer stritten sich um den Mistralstiz.

Das erschien mir jetzt schon recht sonderbar. Ich hatte mir nämlich alles ganz anders ausgemalt. Stolz auf meine wichtigen Landesorgen, hatte ich meine kleine Gazette studiert und wog zwischen den Eigenschaften der beiden vorgeschlagenen „umens“ (Männern) ab wie der Metzger, wenn er um Ostern fettes Ochsenfleisch wägt. Der Freidenkendere war für mich der Inbegriff der Aufklärung und des großen Staatsglückes. Nun aber handelte es sich nur darum, welches Dorf seinen Mann erhielt. Über diese Sache erhitzten sich die Köpfe, wurden die Stimmen heiser — —

Meine schlaflosen Nachtstunden begannen mich zu reuen, denn so war ja alle Mühe eitel gewesen. So viel Verstand wie diese Leute hatte ja schon ein Schulknabe. Selbstverständlich mußte ich meinen Landarbeiten nachgehen, denn draußen mußte gepflegt und geackert werden. Mitunter fand noch eine politische Gemeinde im Dorf statt, wo ich oft vergeblich nach einem Wort schnappte. Bewährte Größen hatten dort das Mundrecht und ließen dem Jungholz der Neulinge keinen Raum.

Eines Sonntags, als es regnete, ging ich nachmittags ins Wirtshaus. Es saßen schon etliche Matts (Jungburschen) darin und machten einen Saß miteinander. Der Tisch war mit halb ausgetrunkenen Gläsern und Zigarrenstummeln bedeckt. Letztere schwammen zwischen kleinen Weinpfüken. Sie empfingen mich sofort und luden mich zum Spiel ein, von welchem ich etliche Partien mitmachte.

Die leider nicht eben hübsche, grobknochige Wirtin brachte mir auch vom Alten und so hatte ich mir das Bleiben im Lokal auf einige Zeit gesichert.

Ich spielte jedoch zerstreut und verlor, worauf ich eine Pause benutzte, um über die bevorstehende Landsgemeinde zu sprechen.

Meine Gefährten gerieten von der Aufregung des Spiels in lokalpatriotischen Eifer. Sie warfen die Karten beiseite und rissen eine Zeitung vom Haken. In ihren erhitzten Gemütern erhoben sich sofort die Grenzpfähle der Dorfmark, als ich nun aber die fortschrittliche Gesinnung des einen Kandidaten hervorhob, schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Wir verstehen dich nicht, Kiedi!“

Als ich nun die Länge und Breite über all die nützlichen, staatlichen Neuerungen diskutieren wollte, stieß mich der Tuon in die Seite und rief:

„Wir müssen den Mistral haben, er gehört der rechten Talseite!“

Der Elvedi half herzlich mit und nannte mich einen unklaren Kopf. Da brauste ich auf: „Zu was nützt euch zum Teufel all das Gute, das in den Büchern und Zeitungen steht?“, zankte ich. „Seht doch einmal her, so was grämt man sich durch die vielen Landesorgen an!“

Dabei zerrte ich meinen Geldbeutel hervor, öffnete ihn und entnahm ihm ein blaues Seidenpapierchen, aus welchem ich ein schneeweißes Haar zog.

Brausendes Gelächter erscholl durch den Raum.

„Es ist von der Raß“, rief Cabalzer, „es ist von der Raß, die hat den ganzen Buckel voll weiße Haare ohne Landesorgen. Man sieht dich ja immer mit dem Vieh auf der Schulter die Zeitung lesen!“

„Nein, es ist echt“, sagte ich, „ich hab's unter den schwarzen Haaren gefunden und selbst ausgerissen. Und seht hier diese blasser gewordenen Wangen und diese blauen Schatten unter den Augen sind auch echt!“

Tuon pfiff eine „Mastralia“ vor sich hin, Elvedi malte aus einer Pfütze auf dem Tisch ein Kalb.

„Nun, wenn's echt ist, bist du eben ein Narr, Gion Riedi, dir sollte man den Staub von der Leberbürsten. Was braucht's ein Advokatenstudium dazu; die Zeitungen sind von Advokaten geschrieben. Du willst denen da drüben den Mistral gönnen, weil er ein tüchtiger Staatsmann sein soll“, meinte der Cabalzer, „bist nicht gescheidt!“

„Solche Staatsmänner, wie du sie dir in der Phantasie zurechtmachst, gibt's in jedem Jahrhundert höchstens zwei Stück“, äffte der Tuon, „bist auch gar ein bißchen zu ehrgeizig!“

Hierauf begannen die Burschen ein Gespräch über die Mädchen des Dorfes und dieses Thema wurde nun mit Warmherzigkeit und Scherz weiter gesponnen. Der eine rühmte das seidenschwarze, reiche Haar der Dumengio Bundi.

Ein anderer schwärmte für seine Barla und meinte, die bekäme auch etwas mit, wenn er die bekomme, so sei er im Stall doppelt so geschwänzt wie die andern. Das Mädchen habe Augen so groß und schwarz wie Kropfkirschen. So weiche Arme und ein so warmes Herz wie die Sabine habe nicht leicht eine andere, meinte der Tuon und spitzte den Mund.

„Meine Lina hat Lippen wie reife Himbeeren.“

Mir wurde es traurig zu Mute, als ich so ganz ohne eine Ragazza da stand und kleinlaut stammelte ich: „Ich, ich — ich weiß nicht, ich hab' noch keine.“

„Nun, dann ist es hohe Zeit, daß du unter Menschen und auf eine Landsgemeinde kommst“, warf der Freund ein. „Du wirst auch eine Fremde haben müssen, beziehst so wie so alles von außen her, deine Schuh', dein Messer, den Mistral und nun noch deine Dunna, dein Weib.“

Man lachte, ich aber meinte, beim Anblick meines künftigen Liebchens müsse es mir warm werden bis an den Hals hinauf, ihr Gemüt solle zart sein wie die ersten goldbraunen Espenblättchen.

Wieder spöttelte man über mich und meine Dutzfreunde sagten: „Er ist in der Politik wie in der Liebe ein Narr!“ Andere, die es nicht sagten, machten doch Mienen, die den Gedanken erraten ließen.

Um die Zeit, da man das Vieh zu füttern pflegt, trennte man sich.

Immer näher rückte der wichtige Tag. Ich zählte die Stunden bis zu

seinem Aufgang und doch hangte ich um den Sieg unserer Partei, daß ich im Interesse der Gesamtheit die Zeit segnete, da der Schlag der Niederlage noch nicht gefallen war. Meine der Unerfahrenheit entsprechende Ängstlichkeit um das Wohl des Vaterlandes war so groß, daß ich glaubte, eine solche Niederlage bedeute ein wirkliches Landesunglück.

„Nun, das Vaterland geht einiger Dummköpfe wegen noch nicht aus Rand und Band“, bemerkte der Vater, als er eines Abends mit einem Bündel Vorjahrshen auf dem Rücken dem Hof sich näherte.

Er legte das Bündel auf einen Leiterwagen nieder und streifte, um die Kühe zu füttern, die Hemdärmel noch weiter an seinem rotbraunen, haarigen Arm hinauf.

„Das Ding ist für dich noch neu, darum machst du so viel daraus. Es wäre aber doch ratsam, wenn du dir einen tüchtigen Ahorn oder Ulmenknüppel im Hag schnittest. Droben hinter dem Schießplatz gibt's ja Stauden mehr als genug. Freilich mußt du deine Beine in Acht nehmen, daß sie nicht von einer Otter gestochen werden.“

Vor den Schlangen hatte ich keine besondere Angst. Hatte ich doch einmal als Knabe einem solchen Reptil, das sich zum Biß eben spiralförmig gerollt hatte und den Kopf vorstreckte, mit einem Stein den Schädel zertrümmert. Der Knüppel jedoch setzte mich in Erstaunen.

„Wozu denn den Knüppel?“, fragte ich harmlos.

„Nun, damit du dich wehren kannst“, erwiderte der Vater und stopfte Hen in eine Beine, um es in den Stall zu tragen.

„Du darfst kein Messer und kein Schießgewehr tragen wie im Krieg oder Aufruhr, aber wehren mußt dich gegen deine politischen Gegner allenfalls auch mit einem hölzernen Befräftigungsmittel.“

Dabei schob er die Haare von seiner tombakbraunen Stirn und zeigte mir eine Narbe, indem er sprach: „Das habe ich bekommen, als ich einmal an einer Landsgemeinde wählte. Es war damals noch vieles anders; wir hatten die Tagelohnsmannen und die Fähnlein der drei Bünde, aber grob ging es damals her, grober und roher als heute. Wenn einer auf den Richtplatz geführt wurde, dann sind wir Schulkinder alle hinzugelassen und der Lehrer hat's erlaubt. Du hättest die bunten Kleider der Weibel und die geschnörkelten und geflammten Fahnen sehen sollen, die man aber vor jedem Landesfest und jeder „Cumin“ bereit hielt. Die Welt wird nüchterner und alltagsgrauer, doch immerhin ein bißchen feiner.“

Unser heutiger Fall ist heiß und heftig, halte dir daher den Knüppel bereit.“ Mein Vater verschwand im Stall und ich blickte stets nach dem Schützenplatz hinauf, wo ein Obstbaum mit rosig-weißen Blüten ganz bedeckt war.

Bald stieg ich dorthin empor, am Brunnentrog vorüber über den großen, dottergelben Fleck, den die Butterblumen bildeten.

Ob ich an der Gumin auch ein Mädel finden werde? dachte ich. Wenn meine Landesorgen mich nicht zu sehr ausgemergelt haben, könnte ich noch recht wohl Familienvater werden und 5—6 Köpfe ernähren. Meine Zukünftige sollte Tugenden haben, sagte ich mir.

Da ging ich am Stand vorüber, wo die Schützen ihre Gerätschaften aufbewahrt hielten und sah das Sahlweiden- und Sauerdorngebüsch wie von grünem Maiflor umhüllt. Da hinein mochte ich nicht greifen, aber bald hatte ich weiter hinten im Walde Gelegenheit, mir mein Holz zu schneiden.

Schön muß meine Dunna jedenfalls sein, dachte ich, setzte mich auf einen Rain und schnitt die Initialen meines Namens in die Rinde.

Eine vom Dorf will ich nicht, flüsterte ich vor mich hin und stand wieder neben dem dottergelben Butterblumenfleck.

Wieder vergingen drei Tage und nun wurde es aus der Landsgemeinde ein „morgen“.

Mein Knüppel war gerüstet, mein Rock gebürstet, mein Hemd schneeweiß gewaschen wie die saubere Wäsche, die der Kirschbaum seinen Blüten umhängt. Meine seelische Spannung war so gewaltig, wie die eines Schwingers, der mit seinem Gegner einen Kampf plant, der den einen oder andern auf den Boden werfen soll.

Wäre ich kein Bauernjunge gewesen, sondern ein nervöses Schreiberlein, ich hätte vielleicht Bittern und Leibschmerzen bekommen. Trotz meinem Heldenmut, mich der Freiheit und Wahrheit wegen allen Gefahren auszusetzen, blickte ich wie ein Hahn nach jeder Wolke. Regenwetter konnte ich an der Gumin nicht brauchen, da sah man keine Mädchen.

Wenn einer meiner Gefährten mich im Dorf sah, zeigte er mit dem Finger auf mich und sagte: „Ah, der Staatsmann!“

Man hatte mir nämlich diesen Übernamen gegeben und ich nahm ihn mit halber Eitelkeit hin, denn ich hielt mich ein bißchen dafür.

Voll Erwartung des Kommenden stieg ich in mein Schlafzimmer hinauf und wünschte meinem Mütterchen so herzlich eine „buna notg“ (Gute Nacht), als müßte ich am folgenden Morgen einem Antifondbundsaufgebot folgen.

Ich konnte vor Aufregung im Bett keine richtige Stellung finden, so daß ich bald zu hoch und bald zu niedrig lag. Endlich tappte ich im Stockfinstern hinaus und stieß nach Bündhölzern tastend an die grüne Steinede des Lavet-scherofens, daß mir ein Feuerstrahl aus den Augen schoß. Ich machte aber noch Licht auf der alten Gazzola (Lampe aus Eisen mit zwei Talgschalen). Ich griff nach meinem Bündel gesammelter Zeitungen und Sonntagsblättchen, band es mit einer Schnur zusammen und legte es unter mein Kopfkissen. Wirre Träume von Kampf, Sieg und Prügeleien tobten durch mein Hirn. In der Mitte unserer Stube ergoß sich ein Blutstrom, der an seinem untern Ende eine kleine fußförmige Lache trug. Ich fuhr empor, aber da sah ich, daß ich nicht in der Stube, sondern in der Küche mich befand, meine Mutter

hatte ein Holdermus auf dem Herd und während dieser Zeit mit der Sturna (Verrückten), der Schuhbündelkrämerin, ein Gespräch angeknüpft. So war das Beerenblut übergewallt. Ich wäre gern so mit bloßen Füßen hineingerannt, wie es die Schulbücher von der bösen Königin Agnes erzählten. Als der Morgen graute, lachte und bangte ich, ich kratzte in den Haaren und blickte wieder zuversichtlich nach dem goldroten Saum der Gebirge. Da ich mich meiner Gewohnheit gemäß am Hausbrunnen wusch, eilte ich dorthin, steckte den Kopf unter die Röhre und die runden, weißen Arme in den Trog.

Da lief der Juon vorüber und entdeckte den blauen Fleck auf meiner Stirn.

„Hah“, sagte er, „Staatsmann, du hast dich schon mit jemandem gerauft. So was zeugt von Tatkraft. Hoffentlich hast du dem Schlingel von Gegner reichlich vergolten, was dich hier ziert!“

Das Wort „Tatkraft“ wirkte auf meinen jugendlich ungestümen Sinn berauschend wie der Duft der tausend Lausas (Rosasblüten) in den Dorfhecken.

Ich nickte verlegen und ließ mir von meinem Schulfreund, ohne Knüffe auszuteilen, sagen: „Die meisten Gegner hast du halt doch im eigenen Dorf.“

Endlich hatte ich auch meinem nagelneuen Schnurrbart die günstigste Form gegeben und besah im kleinen Sennenspiegel mein Bild.

Der Weg zum Marktstädtchen fiel mir nun leicht, ich hatte meine Bedenken durchgekämpft, meine Stimme in Gedanken schon abgegeben, nun durfte es ja losgehen, denn das Hangen und Bangen in schwebender Bein war ausgelitten.

Mit Freuden sah ich den weißen Obstbaumwald des Städtchens näherücken. Ich zählte die Schritte von Marchstein zu Marchstein. Dort wölbte sich schon die schwarze gedeckte Holzbrücke mit ihrem gewaltigen Gitterwerk aus Stäben. Dort tauchten die Scheunen der Vorstadt auf und der Berg darüber erhob seinen blinkenden Schneefamm.

Was mich besonders aufmunterte, war das Spiel der Musik. — Ich sah die in der Sonne golden blinkenden Instrumente und lauschte der Melodie, in deren Weise ich den Ton des Liedes „a Trun sut igl ischi“ (Unter dem Ahorn zu Truns) erkannte.

Die Töne der Bläser kündeten einen siegreichen Tag, einen Tag des Erfolges an und beruhigten mein knabenhaft unruhiges, um die Gesamtheit zitterndes Herz.

Fast hätte ich Lust gehabt, den Knüttel wegzwerfen. Als ich aber am Ende der Gasse ankam, war dort schon eine Menschenmenge angesammelt, durch die ich mich zu zwängen hatte.

„Der will auch noch durch, nur her, jede Lücke gestopft! Er soll nicht mit denen da drüben wählen!“

Ein heftiger Puff in die Seite belehrte mich, daß ich mich da nicht durchbeißen konnte. Ich versuchte es an einem andern Ort und bekam plötzlich

einen Stoß in den Magen. Nun wollte ich, wenigstens der Achtung wegen, die Macht meines hölzernen Gefährten zeigen.

„Adatg!“ (Achtung!) schrie ich, und stocherte mit dem Holz in den Menschenknäuel, bis sich mir ein ganz kleines Gäßchen aufthat. Ich eilte durch die Bresche nach vorn. Dort glaubte ich meine Anhänger, d. h. die Leute von der andern Seite des Flusses, zu finden.

Viele von diesen Leuten erschienen mir jedoch erhitzt, staubbedeckt, in der heißen Maisonne wie Krebse gerötet. Sie beachtetten mich kaum, denn im Gewühl rannte einer dem andern nach, wie die Schafe, wenn sie durch einen hochgehenden Bach getrieben werden.

Mein betäubtes Ohr vernahm Stimmen, doch keine Worte. Auf der einen Seite der Brücke standen sich zwei gegnerische Reihen mit erhobenen Fäusten gegenüber.

Auf der Tribüne, die aus Brettern gezimmert neben einem Haus aufgebaut war, erhob nach einem Gesang, der einem Haufen ferner Glocken durch den sturmbewegten Wald glich, der einstige Mistral seine Stimme und begann: „Amens a fils della val!“ (Männer und Söhne des Tales.) Seine Stimme war nicht besonders stark und es kam mir so vor, als klinge sie wie aus weiter Ferne. Die Zivilrechnungen waren bald übersehen und die üblichen patriotischen Worte brachten mich so weit in geistige Verwirrung, weil auch der konservative Mistral das einzige Heil des Vaterlandes im Auge hatte, und das bestand darin, daß eben alles bleiben müsse, wie zu der Väter Zeiten, als man noch brav und ehrlich war.

Ich besaß zu wenig Erfahrung, um den schwungvollen Worten, die stets an den alten Bundesschwur anknüpften, völlig widerstehen zu können. Es gab also für den Staat zwei gute Dinge, zwei Wahrheiten, und es konnte doch nur eine die richtige sein.

Davon, daß sich diese beiden Dinge im Gleichgewicht halten und ergänzen müssen, hatte mein jugendlicher Brausekopf keinen Begriff.

Da nun die Wählerei begann, schlug ich mich ganz auf meine gewohnte Seite und vergaß den blassen Mann in seiner schwarzen Amtstunika.

Es galt nun, den Kernpunkt, die Wahl des neuen Mistral, in Angriff zu nehmen, und es ging heiß zu.

Brüllend und schreiend überbot im Vorschlag einer den anderen an Lungenkraft. Das Handmehr begann, und als die Namen der Kandidaten genannt wurden, erhoben sich die Hände wie zum Schwur.

„Herunter mit dir“, rief der eine und schlug eine erhobene Hand zurück. „Lump der du bist! Bist etwa zuerst mit Wein gefüllt worden“, höhnte ein anderer.

„Warte, das zahl' ich dir heim, hast mich das ganze Jahr lang niemals mit dem Roß durch deinen Curtin (Baumgarten) fahren lassen, obwohl ein

Weg dazu da ist. Jetzt bekommst du's an der Landsgemeinde zurück, alter Gaul!"

Dort traten sich zwei auf den Füßen herum und bewegten sich, als wollten sie einen Walzer tanzen.

„Du Anausfer“, erschallte es, „magst mir nicht einmal meine entliehenen Fünfliber zurückgeben, jetzt bekommst das ins Kontobuch auf den Rücken.“

Ich staunte — was hatten doch diese Privatknuiffe mit der Wahl zu tun! Man benutzte, wie es schien, den politischen Anlaß zu Racheakten.

„Wie unheilig, wie gemein“, dachte ich und streckte meinen Zeigefinger ferzengerade zum bleifarbig, schwülen Himmel.

Und richtig, ich hatte der größern Partei die Ehre gegeben, der liberale Mistral ging glänzend gewählt aus dem Volkshausen hervor. Ich mischte meinen Bravoruf mit den brausenden der andern und dachte stolz: „Da hast du mit deinen Landesorgen tüchtig mitgeholfen!“

Meine mit Sand und Staub gefüllten Augen begannen wieder zu strahlen, ich hätte hüpfen und springen mögen, denn nun war ja alles gut.

Da wurde aber das Wahlgeschäft uninteressanter und schaler, die Großräte wurden mit herkömmlicher Bequemlichkeit wiedergewählt, nachdem die erste Wahl des obersten Gebieters die Volkskraft gleichsam erschöpft hatte.

Die Flaubeit nahm, mit Ausnahme verschiedener Privatinjurien von heftigem Charakter, zu.

In den Pausen, da die Böcke und Schäflein gezählt wurden, sah ich mich im äußern Menschenring um. Er bestand aus den menschlichen Blumen, den Töchtern des Tales. In bunten, leuchtenden Gewändern, wobei das Blau und Violett besonders zur Geltung kam, flatterten sie gleichsam einher, und kauften saure Bonbons und Pfeffermünzsteine gegen den Durst, der sich bei Mann und Weib sehr unangenehm bemerkbar machte. Auch die verbohrtesten Wasserverächter saßen auf dem Rand des magern Brunnleins und leckten das Wasser aus der hohlen Hand. Als auch ich nach einem Wahlgang dem Durst Genüge tun wollte, bohrte ich mich mit meinem Stecken durch das Gewühl der Menschen bis zum ersehnten Wasserborn und suchte der Röhre so nahe wie möglich zu kommen.

Da stieß ich etwas schon da Vorhandenes zur Seite. Es glich einem Kleiderbündel, das sich ganz zart und seiden anfühlte.

Erst als mein Hals und Magen von dem Getränke gefühlt waren, sah ich neben mir ein großes Mädchen stehen. Sie schien etwas vornüber gebeugt zu gehen und trug noch altväterliche Tracht, nämlich das rot und grün gewürfelte Halstuch. Über dem schwarzen, welligen Haar stak etwas wie eine Capothaube.

Es tut mir sehr leid — Dunchala (Fräulein) — aber der Durst und meine Augen — ich bin ja blind, meine Augen sind voll Sand.“

Da zog sie ein weißes Nastuch hervor und nekte es. „Wascht Euch die

Augen aus, Matt (junger Mann)", sagte sie und ich fühlte, daß zwei Pupillen auf mich gerichtet waren, deren Strahl mir auf der Stirne brannte. Es mußten große glänzende Sterne von dunkler Farbe sein. Sonst war das bergbraune Antlitz von bescheidener Schönheit, seine Züge jedoch waren mir unbekannt, sie glichen nicht einer der Dorfphysiognomien, die ich sonst gesehen hatte.

Da standen sie ja in weißen und türkischen Kopftüchlein und ich konnte aus einem Mädchenantlitz fast auf ihre Heimat schließen. Da sah man, je nach der Höhe der Lage, blaßgelbe Antlitze mit breiter Nase und dunklen Augen, dort fast lederbraune Gesichter mit gebogener Nase und schwarzen Augen, dann wieder mit schmaler Stirn, hellerm Haar und lavendelblauer Iris. Jedes Dorf war durch seine Frauen und Töchter kenntlich. Da gab es Ähnlichkeiten wie in der Familie.

Ist nun heute etwas Verwischung dieser äußern Grenzen eingetreten, so geschah dies durch Straßen und Eisenbahnen. Unsere höchstgelegenen, weltfernen Höfe haben die alte Ordnung aber noch beibehalten. Der lokalpatriotische Sinn jedoch ist trotz der Völkerwanderung von Tal zu Tal, von Dorf zu Dorf ähnlich geblieben.

Nun, ich kehrte von der Weiberschau zu meinen Bürgerpflichten zurück und endlich, nachdem die Richter gewählt waren, wurde der Mistral beeidigt und mit eleganter Würde gelobte er seinem Vorgänger das Landeswohl.

Da war ich wieder wie erfrischt, meine Freude über unsern politischen Sieg versetzte mich in eine Art Rausch. Ich bemerkte kaum, daß der schwarzrotblaue Mantel des Weibels nicht mehr vor meinen Augen flatterte und daß die Volksmenge sich zerstreute.

Der Trompetentusch begann und nun wurde den Männern, den Mistral in ihrer Mitte, der Ehrentrunf angeboten.

Da faßte mich ein Mann am Armel und zog mich beiseite, indem er rief: „Du staunst ja, als erwartetest du den großen Kometen, der die Erde mit Mann und Maus verbrennen soll!“

Der Spaszmacher war mein Onkel Jürg Montalta, ein breitschultriger, großer Mann, dessen knochige Schulterblätter durch den Rock sichtbar waren und dessen schwarzer Knebelbart eine graue Spitze hatte.

So gingen wir nun zu den übrigen Fröhlichen, die ihren Durst so ausgiebig löschten, daß bald die Laune die naivste, fröhlichste wurde.

Ich überfah die Zahl der grauen Buren, die ihren Namen recht eigentlich verdienten, denn ihre Wämser waren fast sämtlich von grauer Schattierung, wie der Fels der Talwände und die Nebel, die daran kleben. Da sah man Alte und Junge, Reiche und Arme miteinander anstoßen. Der eine erzählte eine Geschichte, wie er seinem Gegner eins aufgemessen hatte, ein anderer wußte allerlei Schnurren von einem Viehmarkt, da ein Bauer von seinem

Kuhli von Trunz bis Tananasa geführt worden war, zu berichten. Ein dritter hatte ganz gewiß einen Spuß gesehen.

Ich schielte trotzdem nach dem Fenster und sah, wie das große Mädchen, eine Tulpe und etwas Goldlad in der Hand, in langem Bergschritt von dannen ging. Montalta sah ihr nach und verzog den Mund.

„Interessiert dich diese altmodisch gekleidete Armeleut-Tochter?“ fragte er und ich mochte vor ihm meinen Gefühlen keinen Ausdruck geben. Er verdirbt mir alle Freude, dachte ich, weil er auch einer von den Alten ist.

Endlich sagte Montalta: „Sieh Gion, nun wollen wir uns an die Luft hinausmachen. Eben sind die Leute noch gewesen wie's Hausbrot, wenn der Teig zu gehen anfängt, aber wenn der Ofen heiß wird, da mach' ich nicht mehr gern mit, da setzt es Ohrfeigen und Prügel ab. Du bekämst doch gar eine zu schlechte Meinung von unserer Landsgemeinde, alter Knabe. Du kommst mit mir nach Hause, wo dich meine Dunna und Gilia, die Tochter, gut empfangen werden.“

Auf der Gasse gab ich mir Mühe, den Alten für unsern Wahlsieg zu begeistern; aber dieser knochige, gleichmütige Mann wollte nicht recht beistimmen. Als ich, indem wir den steilen Weg zum Stadttor hinauffstiegen, fragte: „Freust du dich denn gar nicht über den Wahlsieg, Onkel, trafen mich dessen Worte wie ein Kaltwasserstrahl bei einer Feuerspritzenprobe.“

„Na, hin“, sagte er, „ja nun, die Sache ist ja erfreulich, aber sieh, mein großes Bübchen, die Welt geht doch eben darum nicht aus dem Leim. Sieh dort den Berg mit seinen ausgefressenen Backen und Ranten, die wie Schneefäulen aussehen, er wird uns mitunter noch die Sonne wegnehmen, all die Vorurteile, die Rachepläne, die Prügeleien, sie bleiben stehen; sie sind noch da und kleben ihren Dr . . . an die Balken wie die Schwalben. Nicht einmal das alte Häuschen, wo der Wasenmeister sein gefallenes Vieh „schält“, ist noch verschwunden, die Fliegen und der Gestank werden auch bleiben.““

Er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Nur gemacht, alter Junge. Die Zeit kühlt dich ab!“

Wir näherten uns einem mit Rundbogen und alten Wappenschildern geschmückten Hause, das eine äußerst lichtlose Lage hatte.

Als wir neben dem mit Schießscharten versehenen Turm emporstiegen, konnte ich mich nur mit Schwierigkeit auf der Treppe zurechtfinden und tappte in das Stübchen einer alten Modistin, an deren Stubenwand ein riesiger, bunter Christus hing, deren Tisch aber einen Haufen Sonntagsarbeit aufwies.

„Sogna Maria“, schrie sie, „ich mache doch keine Mannshüte zurecht, — heut ist ja Sonntag, buca labur (keine Arbeit).“ Sie deckte alles rasch zu.

„Was fällt dir ein, Schlingel, zu Sungfrau Marugg hineinzugehen“, jagte Montalta. „Sie kam in ihren jungen Jahren aus dem Hinterrheinland

und hat seither immer Sonntags gearbeitet, für die ist die Welt das reinste Zuchthaus."

Ich stolperte weiter, und das Nicken meines Oheims zeigte mir an, daß ich am richtigen Orte war.

Wie erstaunte ich aber, als ich die Türe aufriß und dort einen mit dem bekannten braunen Trank, mit Zuckerdosen, Büchsen und Latwergeschalen bedeckten Tisch sah.

Dunna Annina zerlegte eine große Pfannenpitte und um den Tisch herum saßen Vasen und Bäslein, die sich einander die Schnupstabaakdose anboten. Ich wich etwas zurück, und eine mit schwarzem Spitzen-Kopfbund geschmückte ältere Frau erhob sich und sagte:

„Na, mit den Männern hat man immer Schererei. Da versprechen sie erst in der späten Nacht von der Landsgemeinde heimzukommen und nun plazen sie mitten in unsere Gemütlichkeit hinein!“

Es war Dunna Annina, die sofort Gilia gebot, den Better zu begrüßen. Ich war von der Gesellschaft sehr gelangweilt und Gilia hatte ich niemals leiden mögen. Groß und eckig gewachsen, trat sie vor mich hin und blinzelte mich mit ihren schwarzen, etwas falschen Augen an.

„Weißt du, Gion“, sagte sie selbstgerecht, „wenn ihr Männer euch an der Gumin herumbalgt, da ratschlagen wir Unpolitischen über gute und praktische Dinge, nämlich über das Hauswesen. Wir, die wir keine „Schätze“ von Landsgemeindlern sind, bleiben, wie es alte gute Sitte ist, zu Hause.“

Wer braucht auch dich, du Bohnenstange, dachte ich. Es wurde mir aber ungemütlich um's Herz, als ich an die „Schätze“ dachte.

„Sind denn alle Mädchen, die man auf der Landsgemeinde sieht, Schätze von Burschen und Männern?“ fragte ich nachdenklicher.

„Ei freilich,“ sagte Gilia und ihr gelbliches Antlitz nahm einen schadenfrohen Ausdruck an, Better Gion, nein, ich rede tudeschg (deutsch), mein Hänschen, die Landsgemeindejungfern sind meist „Schätze“ auf Erden. Nun trat Dunna Annina hinzu und meinte, da die Frauen nun gegessen hätten, sei für die Amiens (Männer) auch noch Platz da.

Sie machte es mit feinem Instinkt stets so und wenn sie bemerkt hatte, daß einem Menschen etwas über die Leber ging, dann nötigte sie ihn mit Eifer zum Essen und Trinken.

Ich aß gedankenlos und zerstreut, denn ich dachte an das große Mädchen mit dem bunten Umschlagstuch und dem vorn über gebeugten Gang, an das Etwas, was mich so sympathisch zu ihr hinzog.

Mitunter warf ich Gilia einen ungnädigen Blick zu, die diese rachsüchtig, wie sie war, mit heimlichen Aniffen der Zunge vergalt. Gilia wußte, daß sie nicht gefiel, und ihr häßliches Antlitz machte die Bitternis ihres Lebens aus. So trieb sie denn, wie viele Haustöchter in ihrer Lage, das Praktische auf die Spitze und man hörte sie von nichts anderem mehr sprechen.

Nach dem Essen legte sie mir ein Photographiealbum vor, dessen gewaltige Dicke nicht besonders handlich erschien.

Ich betrachtete die Bilder und blickte auf die Uhr, denn ich wollte mich noch dem Umzug anschließen. Diese Feier sollte nach einer Stunde stattfinden.

Der Gedanke an die „Schätze“ der Landsgemeindemädchen schwirrte immer wieder um mich wie eine lästige Bremse, die ich nicht los werden konnte. Ich blätterte zerstreut im Album. —

„Das ist meine Tante, die Hebamme, eine praktische Frau, das ist Ninette die Tochter des Organisten, ein liebes praktisches Mädchen, das ist die junge Frau des Bringazi Caspéscha, ein braves praktisches Eheweib“, klapperte Gilia mit ihrer hölzernen Stimme.

„Smaladia“ (Verfluchte), zischte ich zwischen den Zähnen, daß sie knirschten. Da bemerkte ich in dem weißen Buch ein junges rundes Mädchenantlitz von echtem Bündnertypus, aber das landesbekannte Phlegma lag nicht darauf.

„War sie wohl noch ledig, sollte sie am Ende gar noch — —“.

Wenn die andere schon ihren Schatz hatte, so konnte ich vielleicht diese erwischen?

Mit Schwerenötermiene fragte ich Gilia: „Ist sie ledig, ist sie praktisch?“

Da huschte ein Strahl von Schadenfreude über des unschönen Mädchens braungelbes Antlitz.

„Sie ist beides, praktisch und ledig, allein sie lebt — —“.

(Schluß folgt.)

Die Nacht.

Sie steht vor ihrer dunklen Tür
Und breitet ihre Arme aus
Der letzten Abendstund' entgegen,
Die müd' und schläfrig wankt nach Haus.

Die dunkle Nacht hat sie geboren,
Die Stunden, die den Tag uns bringen,
Die uns das raube Lied der Arbeit,
Das süsse tiefer Liebe singen.

Sie schickt sie jeden frühen Morgen
Mit Schmerzen in die Welt hinaus —
Am Abend harret sie sehnsuchtsvoll
Und streckt die Mutterarme aus.

Richard Schreier, Winterthur.
